

viele die Grünphase nutzen können; Linksabbieger kämen rascher weg, würden sie sich gestaffelt anstatt hintereinander aufstellen; blitzschnelles Einparken auf engstem Raum müsse als eine Art Pflichtfach geübt werden.

Und für das Kurvenfahren in der Stadt gilt laut Honegger der viel belächelte oder gar verurteilte Sportfahrergesetz des Fahrens auf der „Ideallinie“ genauso wie für jede andere Kurve: Das Auto soll innerhalb des Fahrstreifens einer Bogenlinie mit möglichst großem Radius folgen. Dieses Verfahren bringt Vorteile ein: höheres Kurventempo, verringerte Zentrifugalkraft und damit weniger Rutschgefahr, größere Sicherheitsspanne für den Fall, daß sich die Haftung in der Kurve (durch Flickstellen, Fußgängerstreifen, Straßenbahnschienen) verschlechtert.

Gerade in den Kurven, ob im Stadtgebiet oder auf freier Strecke, biete sich daher „dem Alltagsautomobilisten die Chance seines Lebens“. Notfalls können wachsame Fahrer ungestraft sogar in der Kurve stark bremsen, was Fahrlehrer als eine Art Todsünde verdammen — Honegger erläutert die dafür erforderlichen Verfahren. Optimal rasche Kurvenfahrt bedarf jedoch ausgiebigen Trainings. Honegger: „Mißlingt eine Kurve, ist rückblickend festzustellen, was man falsch gemacht hat.“

Auch für das Überholen, besonders bei höherem Tempo, rät der Ex-Rennfahrer im Gegensatz zu Verfechtern defensiver Fahrweise zur Offensive: „Der zu Überholende ist mein Gegner... und den Gegner studiert man, bevor man ihn angreift.“ Und selbst bei drohendem Unheil durch ein plötzlich auftretendes Hindernis soll der Fahrer wie ein Sportfahrer reagieren: Entscheidend sei „bei dieser Rettungsaktion das Losreißen des Blickes vom auftauchenden Hindernis“, um das Unfallareal zu erfassen und einen Fluchtweg zu finden.

Wer sich auf diese Weise sportlich-elastisch dem Verkehr anpassen will, sollte freilich besondere Bedienungstechniken lernen, von denen kein Fahrschüler erfährt. So etwa das sport-

liche Beschleunigen ohne Zugkraftverlust und ohne Überdrehen. Oder, trotz Synchrongetriebe, das Zurückschalten mit „Zwischengas“ nach dem Uralt-Verfahren in acht Phasen: Abbremsen, auskuppeln, auf Leerlauf schalten, einkuppeln, Zwischengas geben, auskuppeln, abwärts schalten, einkuppeln. Und die „Hacke-Spitze“-Technik — einen alten Rennfahrer-Kunstgriff, der laut Honegger immer dann angewendet wird, wenn eine Fahrsituation gleichzeitiges Abbremsen und Abwärtsschalten (mit „Zwischengas“) erfordert. Durch routiniertes Verdrehen des rechten Fußes erzielt der Sportfahrer den Effekt einer dreifüßigen Bedienung.

Als „letzten automobilistischen Genuß“ bei solcher Fahrweise empfiehlt der Autor „die Paßfahrt im Spätherbst“. Dann ist dort nämlich wenig Verkehr.

Doch auch für den Stadtverkehr läßt Fahrtechniker Honegger bereits die Vision einer schönen, neuen Autowelt ersehen. „Fahrtechnisch gut und zweckmäßig ausgebildete Automobilisten“ bedürfen nach seiner Überzeugung nicht einmal mehr gesetzlicher Hilfsmittel — freilich „unter der Voraussetzung einer anständigen Verkehrsmoral“. Eben.

SCHRIFTSTELLER

Korb vom Konsum

„Wir bleiben mittlere Gehaltsempfänger... wir sind nicht geschäftstüchtig.“ (Jerry Cotton, Band 718.) — Cotton-Autor Höber will das jetzt ändern: Er klagt auf höhere Honorare.

Seine Auflagen vergleicht er gern mit denen des belgischen Krimi-Königs Georges Simenon, „und der“, so klagt er, „hat längst ein Schloß“.

Heinz Werner Höber, 39, Verfasser von 308 deutschen Kriminalromanen, lebt in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in Bergisch Gladbach und wundert sich: „Eigentlich müßte ich doch auch längst Millionär sein.“

Wenn hohe Auflagen auch immer hohe Autoren-Profiten bedeuteten, hätte Höber wohl recht: Denn schon allein die Verbreitung seiner Krimis in der Bundesrepublik — Übersetzungen werden in rund einem Dutzend anderer Länder verkauft — vermag er heute kaum mehr zu überblicken: „Das müssen weit über 100 Millionen sein“ — das wäre mehr als das Doppelte der deutschen Gesamtauflage Karl Mays.

Freilich, und dies ist der Punkt, an dem Millionen-Auflagen und Einkommens-Millionen sich scheiden: Höber verfaßt keine steifilinenen Bände für den bürgerlichen Bücherschrank, sondern Groschenromane für den schnellen Konsum — Höber ist, wenn auch nicht allein, Jerry Cotton.

Der New Yorker FBI-Agent, der mit schlichtem Witz und in knackigen Dia-

logen allwöchentlich einen neuen Fall zum gerechten Ende bringt, ist die erfolgreichste Serien-Figur der größten deutschen Heftchen-Roman-Fabrik, des Bastei-Verlags in Bergisch Gladbach (40 Reihen, Wochen-Produktion zwei Millionen).

Hinter dem Marken-Namen des siegreichen G-man, der während seiner 15jährigen Heftchen-Existenz in bislang 726 Schieß- und Box-Krimis ungeschlagen blieb, verbirgt sich ein Team mehrerer Erzähler, die nach vorgegebenem „Auftragrahmen“ das Cotton-Garn fortspinnen. Aus diesem anonymen Team scherte Höber jetzt aus: Er will, notfalls per Prozeß, mehr Geld.

Höbers Rechnung ist einfach: Er schätzt, daß der Verlag wöchentlich 200 000 bis 300 000 der nicht nur von Taxifahrern und Pendlern als anspruchsfrei-spannende Eineinhalbstunden-Lektüre geschätzten Cotton-Krimis für 90 Pfennig an den Mann bringt. So rechnet er sich pro Titel einen Umsatz von etwa 225 000 Mark am Kiosk aus.

Würde Höber honoriert wie Böll, Graß oder Lenz, er wäre mit einer Zehn-Prozent-Tantieme am Endverkaufspreis beteiligt und verdiente mit hin an jedem „Jerry Cotton“-Manuskript 22 500 Mark.

Aber im Heftroman-Geschäft gelten andere Regeln: Die Bastei-Buchhalter überwiesen dem Drittel-Cotton Höber (er vertrat den G-man 240mal und schrieb noch 68 andere Bastei-Thriller) pro Titel anfangs 150, in den letzten Jahren 2000 Mark, „und das“, so findet Höber, „kann man ja wohl nur noch in Promille berechnen“.

Es sind nur Promille, aber es ist so der Brauch: In der Branche der Heftchen-Hersteller werden die Autoren nicht nach den Prozent-Regeln der Buchverleger honoriert, sondern nach Zeit-



„Jerry Cotton“-Autor Höber
„Ich müßte längst Millionär sein“

schriften-Grundsätzen — per Pauschale.

Höber will diesem Mißstand abhelfen. Unter Berufung auf Paragraph 36 des Urheberrechtsgesetzes, der dem Autor auch nachträglich eine „angemessene Beteiligung an den Erträgen“ des Verlegers verspricht, falls die in „großem Mißverhältnis“ zu seinem Honorar stehen, will er nicht nur für sich eine gebührende Nachzahlung vom Bastei-Verlag erzwingen: Er ist überdies „bestrebt, einen Präzedenzfall zu machen“, der für mehrere tausend professioneller Trivial-Heimwerker in der Bundesrepublik von Bedeutung sein soll.

Doch der Kampf Jerry Cottons gegen den Bastei-Verleger Gustav H. Lübke hat gerade erst begonnen: In der letzten Woche war vor dem Kölner Landgericht bereits der vierte Termin, und noch immer geht es um die Vorfrage, ob der Verlag überhaupt verpflichtet sei, die Verkaufszahlen der Höber-Hefte dem Autor bekanntzugeben.

Erst wenn er die genauen Verkaufszahlen kennt, kann Höber nämlich („Da können für mich eine halbe oder drei Millionen drinhängen“) seine Forderungen präziser beziffern.

Daß Höber, der sich als „Hauptpfeiler der Jerry-Cotton-Serie“ empfindet, erst nach 15 Jahren und einer Manuskriptlawine von 40 000 Seiten in Bastei-Diensten gegen seine Vertragsbedingungen rebelliert, erklärt er heute damit, daß er immer wieder vertröstet worden sei: „Als ich den 180. Roman geschrieben hatte, sagten die mir, ich sollte man bis zum 200. warten, dafür hätte sich Herr Lübke was ganz Besonderes ausgedacht. Und dann kam ein Präsentkorb, wie man ihn in jedem Konsumladen für 80 Mark kaufen kann. Und so ging das immer weiter.“

Besonders ärgerte sich Höber, der das amerikanische Lokalkolorit mühsam aus New Yorker Stadtplänen, Telefonbüchern und FBI-Schriften abmalte, daß er die Wirkungsstätte seines Helden erst vor einem Jahr „als Ehrenmitglied der Polizeigewerkschaft zum besonders billigen Sonderpreis“ besu-

chen konnte. Eine Dienstreise nach Manhattan auf Geschäftskosten hatten ihm die Bastei-Oberen stets abgeschlagen.

Lübkes Leute indes sehen das, natürlich, ganz anders: Höber, dessen Gesamtauflage im übrigen höchstens 30 Millionen Exemplare betrage, sei stets besonders hofiert worden. So habe der Verlag nicht nur die Rechnungen von Bergisch Gladbacher Schießbudenbesitzern beglichen, denen der passionierte Schütze Höber gelegentlich zu Rekordumsätzen zu verhelfen pflegte; er sei auch, „aus purer Freundlichkeit“, zu 50 Prozent an den Verlagseinnahmen aus drei Cotton-Filmen beteiligt worden, die nicht einmal auf Romanen von ihm basierten.

Daß Höbers Klage etwa Erfolg haben könnte, hält Bastei-Sprecher Rolf Schmitz für ausgeschlossen, denn unangemessen sei dieser Cotton-Schreiber keinesfalls besoldet worden: „Der Verlag selbst verdient ja an jedem Titel keinen Pfennig mehr, als er dafür an Autoren-Honoraren ausgibt.“

Wie bei solch verblüffender Tiefrechnung dann Bastei ein Großverlag und Bastei-Chef Lübke Millionär werden konnte, vermag Schmitz ganz einfach zu erklären: „Wir machen unser Geld mit sehr vielen Höbers.“

KUNST

Rumpelstilzchens Spiel

Arbeit im Kollektiv gilt vielen Künstlern als „soziale Aufgabe“. Werke von 18 Künstler-Gruppen sind nun in Baden-Baden ausgestellt. Die Jury ist „enttäuscht“.

Während Justus Zedelius, 25, die Trompete zum Angriff bläst, läßt Günter Kuschmann, 26, Spielzeugpanzer feuern: Kriegerische „Sandkastenspiele“ nehmen ihren Lauf — in einem Schau- und Übungsraum, den die beiden Künstler gemeinsam, als eine „Gruppenarbeit“, eingerichtet haben.

Die Produktion im Team versucht das derzeit in Düsseldorf ansässige Duo

schon seit drei Jahren und mit viel Mühe. Denn gegenüber unbeschwertem Einzel-Schaffen wirft, wie Kuschmann sagt, „Gruppenarbeit größere Schwierigkeiten auf. Nur: Es ist richtiger so“.

Richtiger als sich in romantischen Malerateliers zu „verbarrikadieren“, erscheint es mittlerweile vielen jungen Leuten, die Kunst-Herstellung als einen „dialektischen Prozeß“ zu erproben, bei dem jeder Entwurf sogleich vom Partner „wieder in Frage gestellt wird“. Das, so meint keineswegs nur Kuschmann, sei eine „soziale Aufgabe“.

Wer aber diese Aufgabe bereits in Angriff genommen, vielleicht sogar gelöst hat, das wußte bislang keiner so recht. Erstmals gibt nun eine Ausstellung „Gruppenarbeiten“ in der Kunsthalle Baden-Baden halbwegs verlässlichen Bescheid.

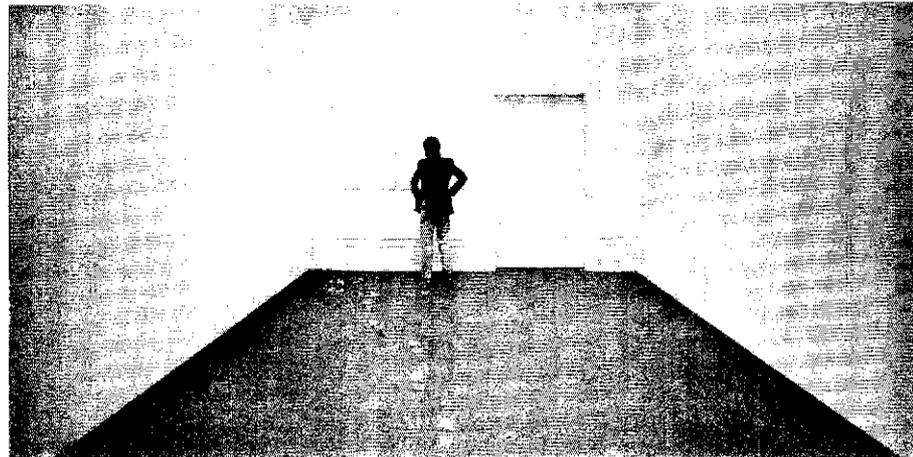
Für jene 10 000 Mark, die früher jährlich als „Deutscher Kunstpreis der Jugend“ zur Verfügung standen, lud sich nun Kunsthallenchef Klaus Gallwitz eine Schar Gruppenarbeiter ins Haus. Denn als 1969 der Preis durch einen Jury-Streik geplatzt war, hatten die Gutachter mißbilligend betont, gerade die „Prämiierung von Einzelleistungen und Einzelpersönlichkeiten“ sei „nicht mehr vertretbar“.

Das auch diesmal unentbehrliche Richterkollegium — es wählte von gut 100 eingereichten und jetzt vollzählig ausgehängten Team-Entwürfen 18 zur Verwirklichung und weitere 19 zur Publikation im Katalog aus — hat wiederum kaum Anlaß zur Zufriedenheit. Mit Grund beklagen die Juroren das niedrige Niveau der meisten Einsendungen sowie ihre eigene Konfusion.

Nachdem schon bei der Ausschreibung eine Begriffsbestimmung versäumt worden war, mußten auch „opportunistische Interessenverbindungen“ als „Gruppen“ gelten, und der Wolfsburger Gerhard Trommer durfte sogar einzeln nach Baden-Baden kommen:

Kalkstaub nämlich, den Trommer in einem Raum ausgestreut hatte, sollte von einer beliebigen Besucher-„Gruppe“

* Mit Fußspuren aus dem Raum von Trommer.



Künstlerteam Kuschmann, Zedelius (in „Sandkastenspiele“), Raum von Palermo, Knoebel*: „Richtiger so“